

Erzgebirgische Heimatblätter

Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

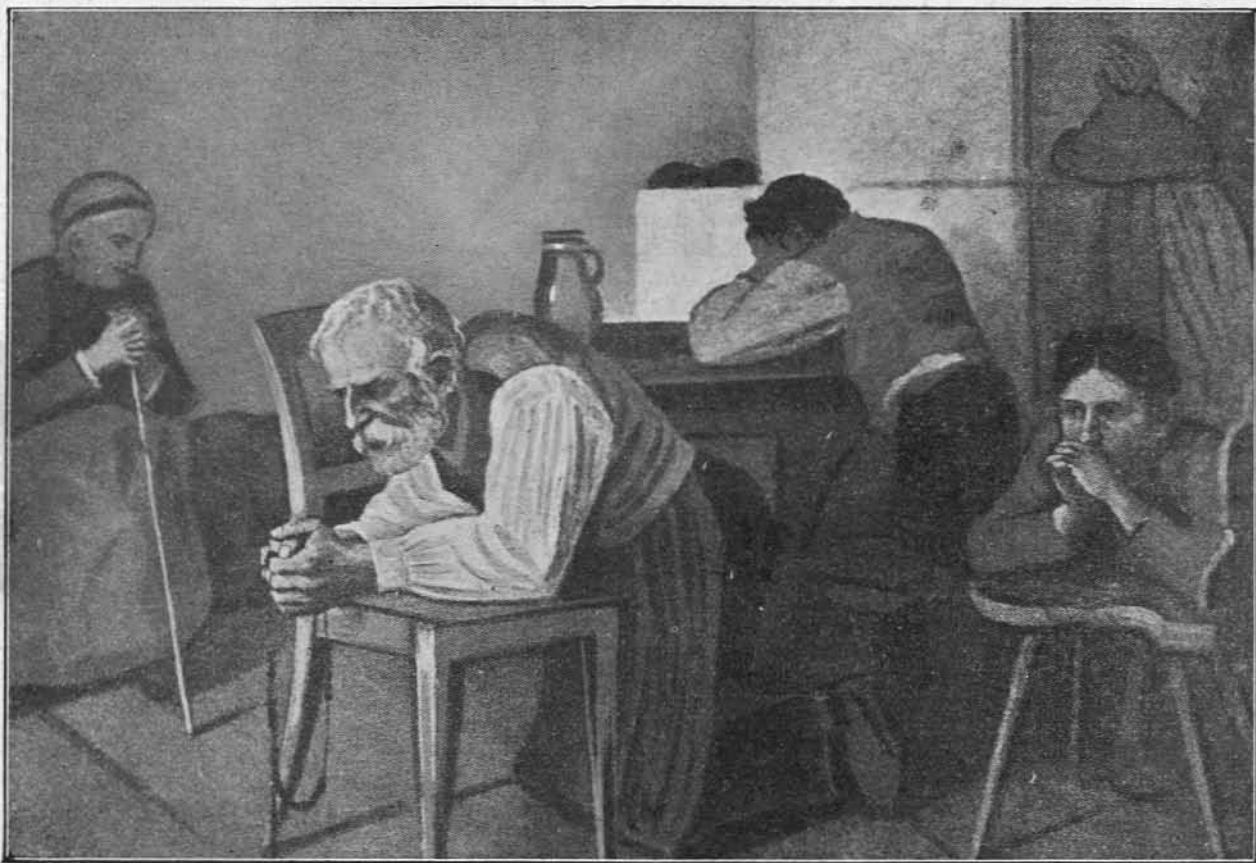
Nr. 1. — Neujahr 1929.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Herr, mach uns frei!

Des deutschen Volkes Neujahrsbitte für 1929!

Eine heilige Pflicht ist es uns, hier an dieser Stelle in unseren „Erzgebirgischen Heimatblättern“, die der marschierender Abteilungen, das fröhliche Marschlied, die deutsche Militärmusik waren verstummt, der Rheinlän-



Herr, mach uns frei! Nach einer Zeichnung von Th. Walch-Smet.

Pflege der Liebe zu unserer Scholle dienen sollen, heute am Neujahrstag dieser Bitte unseres Volkes in Wort und Bild Ausdruck zu geben. Zehn Jahre ist es her, daß deutsches Gebiet vom Feind besetzt ist, zehn Jahre schwere Knechtschaft haben wir erduldet. Da ziemt sich's, einmal Rückschau zu halten, auf das, was sich in diesem jetzt vollendeten Jahrzehnt ereignet hat. Einem Georg Meschett leihen wir in dieser Stunde einmal die Feder für unsere Heimatblattausgabe und lassen uns erzählen, wie sich das damals alles zugetragen und wie es so kam.

„Düster und schwer hingen die Wetterwolken am rheinischen Himmel, grauig heulte der Novembersturm seine klagende Melodie, als die letzten Truppenverbände des zurückziehenden deutschen Heeres das Rheinland passierten. Und eines Tages hatte der unaufhörlich scheinende Strom der Soldaten aufgehört — der Gleichschritt

der war allein, verlassen und warteten mit banger Herzen auf das Kommen des Feindes. Wo war die vielgepriesene Fröhlichkeit des rheinischen Herzens, wo war noch das Leichte, das Mitreisende rheinischer Sorglosigkeit zu spüren, wo sang man noch? Wie ein ungeheurer Druck lastete der Gedanke auf allen: morgen oder übermorgen werden sie kommen! Die feindlichen Truppen! Von dem Geist, der innerhalb der Bewohner herrschte, mag ein Gedicht Zeugnis geben, das Carl Meschett unter dem bezeichnenden Titel: „Wir sind allein!“ veröffentlicht hat. Sagt das nicht genug: „Wir sind allein!“ Ist das nicht eine Frage, die aus banger Seele, aus zerrissenem Herzen kommt? Fragt Ihr noch, Ihr im unbefestigten Deutschland, wie es ausah im Herzen des Deutschen jenseits des großen Stromes?

Berraucht ist überm Rhein das letzte Marschgelärm,
Berklingen längst der frische Gleichklang des Soldatenliedes,
Das auch der Leichtbepackte in den bunten Reih'n
Nicht ohne Wehmut mehr gesungen.
Lebt wohl, da drüben überm Rhein,
Wir sind allein — — —

Ringsum die liebe Heimat schaut uns traurig an,
Der Patriot steht trauernd an der Bahre seines Glückes,
Sieht schmerzbewegt das letzte schwarz-weiß-rote Fähnlein flattern,
Und schämt sich seiner Tränen nicht,
Wenn ihn zum letzten Mal die lieben Farben grüßen.
Ach, diese Trennung zittert in der Seele nach,
Als hätt das Beste, hätt das Liebste uns verlassen!

Die Wacht am Rhein da drüben hüllt ihr Angesicht
Und kniet ergebungsvoll bei ihrem Schilde,
Sie beugt das Haupt und senkt den edlen Blick
In Demut vor dem Herren über Tod und Leben;
Und mit ihr betet rings das deutsche Land,
Das trauernd wartet, bis der Kelch des Leides
Sich endlich, endlich von ihm wenden wird:

Herr Gott im Himmel, schütz dein armes Volk,
Das blutend jezt aus tausend Wunden
Der Willkür seiner Feinde preisgegeben,
Herr, hab Erbarmen mit dem Vaterland!

Was schadete es, daß gerade die Tage vorüber waren, an denen die Revolution ihre Saat austreute — das rheinische Volk kannte bei Beginn der Besetzung ebensowenig Parteigrenzen wie später beim Ruhrkampf. Der Feind, der vom Westen her mit unendlich langen Marschkolonnen anrückte, war ja nicht nur der Feind der Nationalliberalen oder der Sozialdemokraten — er war ja unser aller Feind — wir alle mußten ja das Joch tragen, das uns die Friedensbedingungen auferlegten — wir alle waren ja deutsch, und die da kamen, waren Franzosen — Franzosen! — Franzosen!! Und dann kamen sie. Der deutsche Stolz erwachte — der Patriot schloß die Fensterläden, zog die Vorhänge zu und blieb in seinem Hause — die blau-weiß-rote Fahne wurde gehißt — man war der Willkür der Besatzungsmächte preisgegeben. Und wenn einer die Willkür durchkosten mußte bis zum Äußersten, dann war es der Zeitungsverleger im besetzten Gebiet. Keine Druckzeile durfte verbreitet werden, ohne daß der französische Kommandant — der unsere hieß damals Eckert (guter deutscher Name! er war Elsässer) — sie selbst gelesen oder durch seine Dolmetscher hatte prüfen lassen. Und was dem Zensor entging und kam doch als unerwünschte Mitteilung ins Publikum, das hatte unweigerlich ein drei-, acht- oder vierzehntägiges oder gar vierwöchentliches Verbot der Zeitung zur Folge. Nicht die Inflationstage waren für die Presse des besetzten Gebietes die schlimmsten und aufreibendsten, nein — es waren die ersten Tage der Besetzung, wo die Pressefreiheit unterjocht war, und die Tage der kurzen Blüte des rheinischen Separatismus! Der Zeitungsverleger stand stets mit einem Fuße im Gefängnis!

Es wurde alles erduldet — nicht nur das — die fortgesetzten Einquartierungen, die tagelangen Durchmärsche, die beileibe nicht um, sondern ausgerechnet durch die engen Hauptstraßen der Stadt geleitet wurden, die abendlichen Fackelzüge und Konzerte, mit denen der „gewonnene“ Krieg gefeiert wurde, waren dauernde, zum Ekel werdende Erscheinungen.

Das ganze Rheinland glich in jenen ersten Tagen einem riesigen Aufmarschgebiet, stundenlange Trainkolonnen durchzogen das Land — überall fand man abgearbeitete Pferde in den Straßengraben liegen, die so rasch als möglich ausgeschirrt und im Dreck liegen gelassen worden waren. Irgend ein Pferdemeßger hatte sich die lahmen Tiere später von der Kreiskommandantur erhandelt — wir waren doch nicht mehr mit Lebensmitteln im Ueberfluß gesegnet!

*

Und nun — nach zehn Jahren schmachtet das Rheinland noch immer unter diesem Druck der Besatzung. Zwar sind die Be-

wohner freier geworden und ihre Bewegungs- und Redefreiheit weniger beengt — aber der Feind ist noch im Land, es ist noch etwas da, das drückt, die Tricolore weht noch von öffentlichen Gebäuden, die Herren Offiziere lassen es sich mit ihren Damen noch gut sein in den Kaffees an den Rheinufern — noch lastet der gräßliche Fluch der Besatzung auf uns!

Männer, die die Not des Vaterlandes und des unter den Tritten fremden Militärs seufzenden deutschen Bodens nicht ertragen konnten, sind zu Grunde gegangen an ihrer Liebe zum deutschen Vaterlande.

Ich kannte einen! Einen Mann voll glühender Vaterlandsliebe, der begeisternde Reden halten konnte zum blutigen Bekenntnis ewiger Treue dem geliebten Deutschland. Er schwieg auch nicht, als die Tricolore auf dem Kreisamtsgebäude hochgezogen war und französische Posten mit blankem Bajonett Wache hielten. Er wurde ausgewiesen — — und starb in der Verbannung, fern der Heimat, die er so geliebt, so unendlich begeistert geliebt hatte! Der Franzose wußte, warum er gerade solche Männer von der Heimatscholle verwies — es waren die Schlechtesten nicht, die verjagt wurden von Haus und Hof. O, es wäre keinem französischen Kommandanten eingefallen, einen von den Verrätern unter uns ausweisen zu lassen, die heimlich das Feuer des Separatismus schürten und sich später an die Spitze der Bewegung stellten, als unter dem Schutz der französischen Bajonette ein paar irgendwo entlaufene jugendliche „Helden“ das „freie“ Rheinland proklamierten. Die Leute laufen heute noch herum — geächtet zwar von der wissenden Umgebung — aber, bei Gott, sie sterben nicht an seelischem Zusammenbruch um die verlorene Idee der „rheinischen Republik“!

*

Wer kennt nicht die fruchtbaren Ebenen Rheinheffens und der nördlichen Pfalz? Wer weiß nicht, daß jedes Stüdtchen Ackercholle ein Besitztum ist, ein Gut, das Werte, unschätzbare Werte birgt? Jeder weiß es, der sein Vaterland kennt, und sei es auch nur durch die Kenntnisse, die er sich auf der Schulbank erwarb. Aber den Franzosen kümmerte nicht das Wertvolle des deutschen Bodens — er nahm, was ihm gefiel und was er zur Anlegung von Munitionsdepots und Flugplätzen gebrauchen konnte. Weithin ins Land erstreckt sich das enteignete Gelände — heute noch! Nicht in allen Munitionslagern sind noch Geschosse vorhanden, die meisten liegen leer und verlassen, aber dem Bauern hat man sein Feld gestohlen, das so fruchtbar, so unendlich fruchtbar war. Im Süden unserer Stadt wurde 1920 ein Flugplatz angelegt, nachdem vierhundert Morgen Feld kleinen Bauern gegen geringe Vergütung (zahlbar aus den von Deutschland zu entrichtenden Besatzungskosten!) abgenommen worden war. Nicht ein ganzes Jahr lang war dieser Flugplatz in Betrieb, dann wurde ein neuer Raub am deutschen Besitztum begangen: achtzig Kilometer nördlich legte man einen neuen Flugplatz an. Aber dies ist das Grausame, das Unverständliche, das Zeichen der Willkür: der erste Flugplatz blieb französisches Eigentum, er ist es heute noch — kein Flugzeug landet mehr auf ihm, keine Franzosenseele kümmert sich um ihn, aber er darf nicht zurückgenommen werden. Vierhundert Morgen fruchtbares Ackerland liegen brach — zertreten von französischen Militärstiefeln, glatt gewalzt von französischen Flugzeugrädern — eingezäunt mit Stacheldraht! —

*

Herr, mach uns frei!

Wir wollen unseren Boden wieder haben, wir wollen keine Knechte mehr sein, denn wir sind deutsch und werden deutsch bleiben, solange der Rhein noch Wasser durch die fruchtbaren Auen führt, durch die Auen, die geschändet sind von der Willkür französischer Besatzungsmacht, die stöhnen und seufzen unter den Tritten fremder Truppen!

*

Mögen unsere Leser daran denken, wenn in unserem Erzgebirge die Glocken das neue Jahr einläuten, mögen sie in ihrem stillen Gebet für sich die eine Bitte für Heimat und Vaterland nicht vergessen: Herr mach uns frei!

Moochin Teierohmd



De mißglickte Weihnachtsib'rrasching.

Von Edwin Behrenz.

„Herrschie, Lowine, wie de neilich fassst, leg dr dos Gahr net viel an Weihnachtsstolln bad'n. Wenn de mr odr de liebe Weihnacht net ganz vrdärm willst, do bad sei e paar Schtoll'n un meitwahng a e paar Quarkkuhng.“ Su mahnet dr alte Holzmachrlui drum im Geberg vörzn Tog vir Weihnacht zu seiner Lowine.

„Alt's Gefus“, sat de Lowine, „du hast nār egal deine grēste Sorg im de Frasserei. Wu mr obr 's Gald drzu harnamme soll, do kimmerste dich 'n Teifel drim. De sollst mr schie lang emol e paar gewaltte Filzschuh' un e gebliemelt's Kopptuch kas'n, hast odr bis heit noch net drgleing getae, du alt's geizig's Manns'n du! 's ward ahm net gebad'n!“

De Lowine wollt noch meh johng, dr Lui war odr, wie 'r von Filzschuh'n hāret, zur Stub nausgehuht, kraget sich drauß'n hinnern Ohr'n un brummet in jen Bart nei: „Nā die Luderfchweib's'n, kaum hot mr e klā Winsch'l geeißert, do wink'n se a schie mit'n Zaumpfohl. — Obr ward nār, dosmol war ich se iberrasch'n. — Ich kas're hamlich e paar sette Sapp'r. — Zun heiling Christ kriegste se odr erscht, wenn de Schtoll'n un dr Quarkkuhng of'n Tisch lieng.“

De Lowine manet wieder fir sich: „Na wart nār, mei altr lacheter Lui, dosmol kriegste net eher ewos von Schtolln un Quarkkuhng ze sahe, bis de mr de Filzschuh un 's Kopptuch' kast hast.“ — — —

Klene Kennr hatt'n de zwā Zeit nimmer un de Hämlichtuerei geng enanner war gruß. 's wollt ans is annere of'n Bas'n lod'n. —

Wie immr in dare vrdreht'n Wast, su warsch a do wied'r. 's kam ganz annerfch.

Vier Tog vir Weihnacht mußt dr Lui mit'n Färschr of'n Aes-bock'l Klāger numeriern. Dos war vir dr Lowine de beste Gelahng-hāt, hāmlich ze bad'n. Zevor hatte schie Rosining, Zitronat, bittre un siße Mand'ln, Mon'lel, Saffran, gute un schlachte Buttr, Eier, Zucker un weß net wos noch alles zeracht gemacht, wos zu en orndling Schtolln gehāret. — 'n annern Tog, wie dr Lui fort war, schaffet se dos Zeig zun Bād', un de Glonscherei ging lus.

In ener set'n Badschub', vier Tog vir Weihnacht, ward sei iwer de arme Manns'n su e mannichs drzehlt, wos mr am liebst'n net wet'r fogt. Su e mancher arme Kerl ward do ausenanner genomme, doß tā gut's, viel weniger noch e schlacht's Schtoll' drvu ibrig blābt.

De Lowine hat's dann annern Weib's'n, die do miet Schtoll'n bad'n tatn, agesat, von dare Baderei nisch zu drzehln. (Nu is doch bekannt, daß de Weib's'n nisch liebr mach'n, als wie de Manns'n ewing ozapp'ln lass'n.)

Kurzim! nachmittig im e zwae warn de Quarkkuhng un de Schtolln fartig un a nacht schie gerot'n. Daß dr Lui ja nisch mark'n sollt, schaffet de Lowine dos gebadene Zeig in hinnern Schtiebl, wu dr Lui is ganze Gahr net nei kam. 's war e klā schmol's Schtiebl mit e ganz klā'n Fansterle. Net grōß'r wie su e Schtātorb. Gerod, daß e Manns'n esu durchgrab'ln konnt. De anzige Tir ging von Wasserheil'l aus nei. De fimf Quarkkuhng leget de Lowine nacht atorat unt'n of de Diel hie, als wār is Schtiebl' mit Quarkkuhng geflastert. De 6 Schtolln leget se uhm nauf uf de Schtangle. Dornochrns schloß se 's Schtiebl' oh, un nahm ne Schliß'l zu sich.

Wie dr Lui ohmst ime Jimse rim ehem kam, hub 'r seine gefronne Nos (un doß 'r besser riech'n konnt, wischet'r erscht noch emol orndlich mit'n Fausthandschuh un en halb'n Ärmel drunnerweg) un schnuppert in Heiß'l rim wie e Flāscherhund ben Wurschtmach'n.

„Harrschte, Lowine,“ ment'r, „ben Bād' miß'n se heit' راحت gut bad'n, mr riecht's bis in Heiß'l.“ Doderbei ließ'n 's Wassr in Maul zam, wie dr Hewamme bei dr Kindtaf. „Alt's Gelapp!“ mahnet de Lowine, „du hast nār egal von Schtolln un Kuhng ze mahrn, ick gelab,

diech muß mr, wenn de emol gestorb'n bist, mit Kuhng zude'n un dir en Schtolln un'r'n Kopp lehng.“ Do schmunz't dr Lui un sat: „Nuja, nār möglichst en Sechspind'r, doß'r راحت lang ahālt!“ —

An Tog virn heiling Ohmd war dr Lui hint'n in dr Hof'lbach in Holzschlog. Nachmittig ime halb Biere rim, macht'r sich ib'r de Döpp wag noch'n Nach'rdröf'l nei. Dort wollt'r fir sei Lowine e paar gewaltte Filzschuh un e gebliemelt's Kopptuch' kasen.

Unnrwags, wie er zen Bald naus of de Fald'r kam, dr'wischt'n e tichtig's Schneewatt'r, dos von Belbarg rib'r kam. Ne Lui schterets odr net, dānn wos tut mr net alles seinr Fra halm. — — —

E vierte! Jimse rim kam r gelidlich in Dorf nei. Ben Halm-Emi: kast'r e paar rachte schiene grūße Sapp'r (e feiwing grūß, daß'n glei' salber miet passen tat'n) un e gebliemelt's Kopptuch' fir seine Lowine. 'r band dos Zeig of de Ras un schlerfet ne Ding nunner. Wie'r esu bis ben Engel war, war kimmt? Mei Schpriß'n-Langer, e guter Freind vune.

„'n Ohmd, Lui“, menet dr ane, „'n Ohmd, Lui“ dr annere (se hieß'n alle beede Lui). „Nu, sog mr nār, war hot de dich do hum vrlorn“, saht dr Schpriß'n-Langer-Lui un tat'n zu en Schnap'l ei-lodn. Aus dan Schnap'l wur obr e Schnaps, un ze guterleht wur gefaustpint'lt. Un weil dann zwēe Lui'n mei Tog e Schnaps nisch schodn tat, wur zelegt noch e Riehadner (Bierglas voll Brantwein) leer gemacht. Imme Reine rim hat'n se de Schlorn voll un torkelten ehem. Dr Lui kam mit sen Tattrich gelidlich an sei Heiß'l na, konnt obr net nei, un 's war alles finstr. —

De Lowine schien ze Bett ze sei. „Himmelheiliges Ugelid“ manet dr Lui, „nu is obr gutr Rot teier“ un doderbei tat'n dr Bock immer astuß'n. Poch'n konnt 'r net, sist hat doch de Lowine ewos vu de Filzschuh mark'n miß'n. Haus'n bei dr Kält un dan Schnee konnt obr a net bleim. Do tame e Gedant': — Ammāde is hintn in schmoln Schtiebl is Fansterle auf, do ward efach neigetroch'n. Doß 's راحت schie fachte hargiehe sollt, zug ar de lange Schtiesn aus un de nei'n Filzschuh' a. Nu schlich'r wie su e Schpißhub' im sen eg'ne Heiß'l nim. Zun greßtn Gelid war's Fansterle net zugewerbelt. Weil dos Fansterle a bißl sei hoch von Schtieblbudn log, schteket dr Lui de Bā vornwag un wollt راحت schie dufemang nunner rutschn. Eija! 's kam anners'ch. Ne Lui tat gerod wieder dr Bock astuß'n, ar konnt sich mit sen grūßn Fausthandschuh'n net drhalt'n, un eher sich's vrsah, soß'r eichelganz in en Quarkkuhng. — 'r war wie vun Schlog geriehr.

„Heiligs Bock!“, manet'r noch ner Weile, „do ho ich mich obr, wenn a net gerod in de Nesseln, obr doch wu ganz annerfch neigeseht. Wos is dos? Hot mei Fra heit is Sausuttr do hinne vrschitt? — Obr ho ich mich in Buglleim geseht?“ Rieng konnt'r nisch, dānn dr eigene Geruch von Nordheiser tat all's iberdauern. Wie 'r wieder of de Bā war un noch dr Tir evier schlich, warsch'n als wenn'r noch dr Schneefschmelz ib'r sen Lehmadlerle ging. Zon greßtn Ugelid war a noch de Tir zugeschlōßn. Dr Lui war in sen egne Haus gefange. 'r machet in aller Angst un pachscharwerz Finsternis wieder hinnr noch'n Fansterle. Doderbei warsch'n wieder su vrdāchtig wagn unt'n-rim. Dr Angstschweiß fing ne a ze komme, de Gānshaut a ze las'n, 's Zählklappern stellet sich noch ei un Bauchwitting krieget'r a schie.

Do dacht'r doch dra, daß'r zun greßtn Malheur a noch de nei'n Filzschuh ahat, die'r seinr Fra zun heiling Christ gab'n wollt.

Fir Schrad war 'r wie zrdeppert un pochet aus lauter Angst an de Schtiebltir.

De Lowine dos ze hör'n, reißt 's Fanstr auf un schreit, wos se nār esu konnt zu ihr'n Nachbrn nieber: „Halst ner! bei mir sei Ei-brachr in Schtiebl un wolln meine Schtolln un de Quarkkuhng mausen!“

's dauret ner en Ahngblick, do kam de ganze Nachbrschaft mit Batern un Knittln agelandt. Doß war emol e Frasn fir de Holz-machr, su e Eibrachr. Wie se odr mit aller Tudesvorchting de hinnere Schtiebltir aufmach'n un neilechtn, ach du schiener lieber Gott! — Mitt'n drinne in Quarkkuhng schtiecht dr Lui wie of e Brat'l geleimt un tat an alln Gliedern zittern. 'r konnt vir Schrad ibrhaupt net reden. De Lowine fir dr Hand ah net. Wie obr de Nachbrn naus war'n, soll se alles ala gefahrt hom.

An heiling Ohmd, wie sich de zwā Zeit beschārt hatt'n, sat se zu ihrn Lui: „D du Schof, do trittste nu mit men schinn gewaltkn Filzschuh'n in dan schinn Quarkkuhng rim.“

Dr Lui, dar sen Schrad von vurig'n Ohmd schie wieder vrgass'n hat, schmunz't drzu, titset sich noch e Schtoll in Kaffeeshalle un sat: „'s is egal, schmed'n tut'r trozdam — — —“.

Bilder aus aller Welt

Der Kampf ums Matterhorn.

(Zum Bilde links unten.)

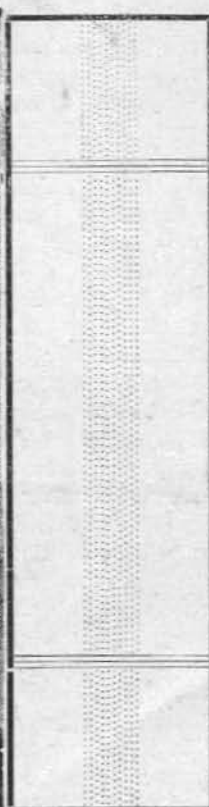
Ein Film, der von der üblichen Schablone abweicht und dem Zuschauer wundervolle Landschaftsbilder zeigt, erlebte kürzlich seine erste Aufführung: Der Kampf ums Matterhorn. Die Hauptrolle spielt der bekannte Münchener Bergsteiger und Architekt Luis Trenker. Die Naturaufnahmen des Filmes zeigen die ungewöhnlichen Schwierigkeiten des Bergsteigens in den Hochalpen. Unser Bild gibt einen Ausschnitt daraus: Abseilen zu zweien aus gewaltiger Höhe über schroffen Berggründen.



Ein Märchenschloß im Schnee.

(Zum Bilde rechts unten.)

Dieses hübsche Bild eines vereisten und fast zugeschnittenen Hauses stammt nicht etwa aus nördlichen Regionen, sondern aus dem deutschen Riesengebirge. Es ist das Observatorium auf der Schneekoppe, das jetzt bei der anhaltenden Kälte und dem starken Schneefall mit einer dicken weißen Haut bedeckt ist, die es fast unkenntlich macht.





Illustrierte Wochenbeilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Deutschland

O Deutschland, mir tat's gefallen
In manchem fremden Land
Dir aber hat Gott vor allen
Das beste Teil erkannt.

Du lebst und schwärmst und hämmerst
In tiefster Seelenruh
Derweil du Eisen hämmerst
Singst du ein Lied dazu.

Emil Prinz zu Schönau-Carolath

Wie es in Deutschland aussieht Von einem Himmelsfenster aus gesehen

Eine große Bewegung war im Himmel, und durch die unabsehbare Menge der besüßelten Heerscharen lief ein Ausleuchten, als würde eitel Silber aus Meerestiefen heraufgehoben und in flüssigem Wellenspiel über einen unendlichen Meerespiegel getragen. Der liebe Gott war unter die Erzengel getreten, die sich heute als Schutzherrn der verschiedenen Erdenvölker dem Herrgott nahen wollten. Es war in den Tagen um Weihnacht und Neujahr. Des lieben Gottes Antlitz war voll Milde, daß alles im Saal davon widerstrahlte, und seine Augen umfingen alles mit einem ruhigen, tiefen Blick, der jeden Menschen geund und glücklich machen mußte, den er trafe.

Der liebe Gott winkte nun einem der Erzengel nach dem andern zu einer Unterredung heran. Immer ging er gelassenen Ganges einige Schritte mit den Engeln auf und ab. Wenn einer allzu lebhaft werden wollte, in der Meinung, die durch ihn besüßte und vertretene Nation sei die beste und wichtigste und der naturgemäße Augapfel des lieben Gottes, hielt der Herr ein wenig an und blickte dem Sprecher ruhig ins Gesicht. Dann aber glitt sein Blick weiter, als ginge er durch unermessliche Räume, zum Zeichen, daß er in jedem Augenblick die ganze Welt vor sich sehe mit allen Nationen und Menschen, und seine Hand machte eine so langsame und weite Bewegung, als griffe sie von einer Tiefe der Unendlichkeit in die andere. Und also wurde jeder der Engel in seine Schranken gewiesen ohne ein Wort, und die Besprechungen verliefen gut. Eine wunderbare Harmonie zwang alle zusammen.

Darunter hinein hatte der liebe Gott immer wieder einen Blick auf den Erzengel Michael geworfen, den Schutzherrn der Deutschen, der abseits von den andern stille und einam stand. Die andern hatten es sich nicht nehmen lassen, ein wenig zu lächeln, sichtlich froh darüber, daß sie eine bessere Vertretung hatten, wie sie meinten.

Nun ging der Herrgott zu Michael hinüber, legte ihm die Hand auf die Schulter und sah ihm liebevoll in die Augen: „Warum hebst du abseits, Michael?“

„O Herr, das Volk, das du mir anvertraut hast, dies deutsche Volk . . .“ Weiter kam er nicht. Er stieß es in bitterer Traurigkeit hervor.

„Was ist's mit ihm, soll ich dich ablösen?“

„O nein, Herr, das Herz zerpränge mir. Ich muß es dennoch lieben, und ich kann gar nicht sagen wie sehr.“

„Also.“

„Man sollte es aber auch wieder hassen können.“

„Michael!“ sagte der Herrgott. „Von Ewigkeit zu Ewigkeit dehnen sich die Räume und Zeiten, die ich mit meinem Wesen fülle, aber ein Gedanke des Hasses hat noch nie Raum gehabt.“ Er sagte es so mild und gut, daß Michael hätte weinen und lachen können wie ein Kind, das Scheltworte verdient und Wohlthaten empfangen darf, und er mußte sich förmlich zwingen, seinen tiefen Unmut einmal auszusprechen. Rasch riß er das Himmelsfenster auf und sagte: „Da sieh doch selbst hinunter . . .“

Der liebe Gott trat ans Fenster und blickte hinaus. Seine Augen schienen zu fragen: „Was gibt es denn Besonderes?“ Sie blickten miteinander auf den Marktplatz einer deutschen Stadt, wo der Kampf zweier Volkshaufen hin und her wogte. Auf der einen Seite flatterte das Banner schwarz-weiß-rot, auf der andern schwarz-rot-gold. „Und das will ein Volk sein! Ein Volk!“ rief der Erzengel verzweifelt aus.

Der liebe Gott sagte ruhig: „Die Sekundenbilder unermesslicher Zeiträume sind wechselvoll.“

„Aber siehst du nicht die Glut und die heilige Entschlossenheit, mit der sie ihre Banner einander entgegentragen?“

„Sie nehmen alles ernst, todernst.“

„Und verzehren sich.“

Der liebe Gott schüttelte leicht den Kopf: „Wo die Herzen glühen in ehrlicher Hingabe, gerät auch das Gute. Es wird einmal wirken.“

„Siehst du aber nicht den großen Schweiß der Nachläufer, die Gedankenlosigkeit und Gemeinheit vieler, die in diesem Kampf Geschäfte machen wollen?“



Fahnenenträger

Albrecht Dürer

„Sie sind alle Erdenkinder, und es fleht viel Erde an ihnen,“ sagte der liebe Gott langsam und nachdrücklich. Er konnte es weder Menschen noch Engeln ganz klar machen, warum das so sein — mußte.

Des Erzengels Gedanken gingen indessen ihre eigenen Wege weiter. Seufzend sprach er: „Und wohin soll es führen, daß sie auf so verschiedenen Wegen zu dir kommen wollen und sich darob seit Jahrhunderten bekämpfen. Es ist die offene Wunde in ihrem Volksleben, durch die ihnen die beste Kraft entströmt.“

„Und trotzdem wird ihnen dadurch neue Stärke,“ sagte der liebe Gott mit einem tiefen Glanz im Auge, „und sie achten darauf, ihre Wege gut zu gehen.“

„Sie sehen aber oft nur den Weg und nicht mehr dich. Du hast ihnen Schweres aufgegeben, als du die Spaltung geschehen ließe, Herr.“

„Nicht schwerer, als sie tragen können,“ sagte lächelnd der Herrgott. „Du weißt aber auch, wie viel Unzufriedene darüber ihre eigenen Wege gehen, Umwege machen und sich verlieren.“

„Sie finden auch auf Umwegen zu mir,“ sagte grundgütig der Herrgott, „dieses Volk muß überhaupt Umwege machen, darauf ihnen oft das Beste wird. Nun aber, du treuer Sachwalter deines deutschen Volkes, laß dir auch andere Dinge zeigen.“ Und er schob ein Fenster daneben zurück.

Der Erzengel Michael trat herzu, und sein Blick fiel in die Stube einfacher Leute hinein. Eine Mutter stand am Bett ihres Kindes und lehrte es sein Abendgebet sprechen:

Ich bin klein, mein Herz mach rein,
Soll niemand drin wohnen als Jesus allein.

Der Erzengel Michael sprach kein Wort, er sah nur das wunder-same Licht in den Augen Gottes, das aus unergründlichen Tiefen zu kommen schien. Und so ging des Engels Auge immer von den ein-ander folgenden Bildern drunten auf der Erde zum lichtquellenden Auge Gottes. Jetzt sah er Menschen wie im inneren Gleichklang mit den Stimmen der Kirchenglocken einem schlichten Gotteshause zuschreiten. Ehe er schauen konnte, welcher Konfession die Kirche angehörte, war das Bild verschwunden, und mit einem feinen und gütigen Lächeln schien der Herrgott die Frage danach abzuschneiden. Nun sah Michael eine Krankenpflegerin durch die dunklen Gassen des Armenviertels einer Großstadt schreiten und in das Haus einer Familie gehen, wo Vater und Mutter krank lagen. Und nun schien eine breite Lichtbahn

über das ganze deutsche Land zu gleiten. Bauern gingen am Pflug, sicher und fest, der Kaufmann saß hinter seinem Tisch, zielbewußt und beherrschend, wenn auch sorgenden Blickes. Aus Tausenden und aber Tausenden von Schulstuben quoll das hell tönende Lied des Lebens, Fabrikale tauchten auf, wo Millionen und aber Millionen hämmerten und werkten. Viele Menschen standen gebückt und gedrückt, und da und dort leuchtete der Mikmut aus den Augen. Aber es ging doch der Zug einer großen Bewegung und Kraft durch all die Menschen und schien ihre Hände zu führen. Und plötzlich standen Berge und Wälder, Weiden und Heiden im Sommer Sonnenschein, und frohes Jungvolk zog über sie hin, trunken vom Glanze der Heimat, und doch gingen ihre Blicke in unsichtbare Fernen, gleichsam in ein Land, darin sie und ihr Volk treten möchten, wenn sie einmal aus ihren Jugendtagen dem reifen Mannesalter entgegengewandert wären. — — —

Nun schien plötzlich dicke Nacht vor dem Himmelsfenster zu liegen, und es war, als walle die Finsternis in schweren, drückenden Wolken auf die Erde nieder und man höre die Menschen in Deutschlands Häusern wie in schweren Träumen unter einem Alp seufzen und stöhnen. Da mußte der treue Michael dem lieben Gott ins Gesicht sehen, als wollte er sagen: „Und auch im neuen Jahr nicht mehr Glück?“

„Ich weiß, es liegt viel Hartes und Schweres auf ihnen jetzt. Es muß Neues in ihnen wachsen, und das tut weh. Aber ich habe der Welt das Gesetz gegeben, daß auf jede dunkle Nacht ein heller Tag folgt, und ich vergesse sie nicht, auch im neuen Jahr nicht.“ Der Herrgott winkte leicht mit dem Finger. Nun kam reges Leben in die Heerscharen der Engel. Die unzähligen Fensterlein am Himmel gingen auf, und funkelnde Sternchenlichter durchleuchteten die Nacht. Man sah hinein in die Häuser der Menschen. Die Atemzüge der Schlafenden schienen ruhiger zu werden, die Sorgenfurchen auf ihrer Stirn glätteten sich. Der Alp war weg. Und nun traten Engel an des Herrgotts Fenster heran und riefen mit Stimmen wie Glockenklänge viele gute Wünsche zu ihnen hinunter, daß alles zwischen Erde und Himmel widerklang von der wunderbaren Himmelsmusik und denen drunten, die dem neuen Jahr entgegenschließen, unter dem Trostgesang einer besseren Zeit ein Lächeln im schlummergefangenen Gesicht erblühte.

Da glänzte in Michaels Auge eine große helle Träne der Glücks und der Freude.

Arm Saarvögelein

An der Brüd' an der Saar —
In Gedanken mein,
Stand ich und hört' allbar
Singen ein Vögelein.
Das sang so traurig so gar.
O armes Vögelein
An der Brüd' an der Saar!

An der Brüd' an der Saar —
Ihr deutschen Vögelein,
Weil groß ist eure Schar,
Bin ich euch denn zu klein?
Bin ich doch deutsch für wahr!
Und ihr laßt mich allein
An der Brüd' an der Saar?!

An der Brüd' an der Saar —
Deutsche Waldvögelein,
Wenn ihr singet hell und klar
Im freien Sonnenschein,
Denkt, daß von eurer Schar
Eins trauern muß allein
An der Brüd' an der Saar!

An der Brüd' an der Saar —
Deutsche Waldbrüderlein!
Wenn ihr nicht mehr mich klar
Hört seufzen über'n Rhein,
So denkt, daß ich gar
Werde gestorben sein
An der Brüd' an der Saar!
Friedrich Rückert

Im saarländischen Westrich

Von Professor Sulzbacher, Neunkirchen (Saar) *)

Im „Westrich“ sind wir daheim.
Im Westrich?! — Kaum jemand denkt noch beim Anlange dieses Namens an seine Herkunft. Daran, daß „das Westrich“ vor Zeiten das westliche Herrschaftsgebiet des ehemaligen Königreichs Austrasien²⁾ um Saar, Blies (Rebensfluß davon) und Nahe war. Sagen wir heute „der Westrich“ — die männliche Form ist vorherrschend geworden — dann steigt vor unsern Augen eine wellige Hügellandschaft auf, — mit langgestreckten, den Horizont abschließenden Höhenzügen, vor einander gelagert, durch oft scharf eingeschnittene Tal-entten abgejezt, in sanften Mulden auslaufend, überragt von einzel-nen keg- oder kuppelförmigen Bergen. Die rechte Mittelgebirgs-landschaft mit walddumfränzten Höhen, aderreichen Hängen in den Randlandschaften und breiten Wiesenniederungen. Es fehlt bei dieser Vielseitigkeit der einheitliche Charakter wie drüben im Wasgau im angrenzenden Pfälzer Bergland oder im Hunsrück.

Eingebettet zwischen diesen drei Gebirgsgegenden bildet der Westrich die Vereinigung der Ausläufer von allen dreien. Aber deren überragende Bergketten liegen zu weit ab, als daß sie Schutz gewährten gegen kalte Winde. Das Klima ist deshalb im ganzen

rauer als im sonnigen Pfälzer Land, bei dessen Bewohnern der Westrich lange Zeit als die Gegend der „Grumbiereßer“ (Kar-toffeln) galt, wenn sie voll Stolz ihre Rebenhänge, ihre Tabakfelder, ihre an Edelobst reichen Gefilde sahen.

Das Saargebiet, mit dem wir es zu tun haben, ist kein natürlich abgegrenztes Landschaftsgebiet, sondern ein künstlich geschaffenes politisches Gebilde. Es besteht keineswegs aus dem Land zu beiden Seiten der Saar, soweit sie deutsches Gebiet durchströmt. Im wesent-lichen umfaßt es bloß das Gebiet der deutschen Kohlengruben an der Saar. Der halbkreisförmige Vorsprung auf ihrem rechten Ufer bis an den 433 Meter hohen Höcher Berg wurde hinzugefügt, damit die pfälzischen Gruben bei Bexbach und die bei Frankenthal, in lustiger, waldbestandener Höhe, eingegliedert werden konnten. Das ist der Teil des Saargebiets, den man gelegentlich Saarpfalz nennen hört; sein größter Ort ist Homburg.

Zwischen der Lothringer Grenze im Südwesten und den spärlicher Höhen vor dem südlichen Tor Saarbrückens, bis in die Nähe des Birkenfelder Ländchens im Norden dehnt das Saargebiet sich aus, im Osten begrenzt durch die Linie Zweibrücken (in der be-zeigten Pfalz) Homburg. Knappe zehn Kilometer von dem wein-berühmten Saarburg entfernt, hinter Mettlach, verläßt die Saar seine Grenze, nachdem sie sich durch breite Quarzitmassen hindurch-gejagt hat; dem jetzt französischen Saargemünd gegenüber fließt sie hinein. Auf rund nur 30 Kilometer durchzieht der Fluß das Länd-

*) Alle folgenden nicht besonders gezeichneten Beiträge dieser Nummer sind von Professor Sulzbacher, Neunkirchen a. Saar.

2) Austrasien war der östliche der beiden Teile, in die das große Reich Karls d. Gr. zerfiel, gewissermaßen der deutsche Teil, und der Westrich war also der westliche Zipfel dieses Reichs.

chen, dessen breiteste Ausdehnung 65 Kilometer beträgt. Auf 19 269 Quadratkilometer wohnen dort etwas weniger als 700 000 zu neunundneunzig Prozent deutschstämmige Menschen.

So vielgestaltig der Wechsel von Höhen und Tälern, so abwechslungsreich sind die Gesteinsarten und ihre Schichtung. Hier kann nur allgemein angedeutet werden, daß an den Randlagern des saarländischen Westrichgebiets vulkanisches und Kalkgestein vorherrscht.

In umfangreichen Steinbrüchen — Basaltlager — so an der Linzweiler Spitze des Bliestales bei Ottweiler und an den ansehnlichen Talhängen im Süden bei Bliestal ist eine bedeutende Steinindustrie entstanden. Überall in der Nähe des Kohlenbeckens, namentlich in der bis zu 30 Kilometer breiten Saarbrücker Mulde, herrscht der weiche rote Sandstein vor.

Diese Sandsteinsfelsen und Sandsteinschichten bringen eine weitere farbenfrohe Abwechslung in das Landschaftsbild.

An Straßenböschungen, an Eisenbahneinschnitten, auf den Aedern, überall sieht das leuchtende Rotgelb lustig ab vom dem Pflanzenwuchs. Das leicht zu bearbeitende Gestein wird mit Vorliebe neuerdings auch zum Bau der Häuser gebraucht. Und die roh behauenen, ungerippten Bruchsteinhäuser bilden in der eintönigen Bauart der niedrigen, unschönen Häuschen unserer langgestreckten Arbeiterdörfer oft den einzigen angenehmen Eindruck für das Auge.

Die zernagende Arbeit des Wassers und der Verwitterung hat an dem Sandsteinboden leichtes Spiel gehabt. Die Menge der schmalen, eingerissenen Quertäler beweist es. Wo härterer Sandstein der auswaschenden Kraft des Wassers Widerstand geleistet hat, da sind oft wunderliche, abenteuerlich geformte Felsengebilde entstanden, wie ein Amboß geformt, oder ein umgestürzter langer Stiefel, anderswo, namentlich im Pfälzer Wald, wie Radeln und dünne Wände. Bezeichnend genug heißt ein solcher Fels bei dem Städtchen St. Ingbert „Der große Stiefel“.

In der Schönheit des Landschaftsbildes stellen sich Steinbrüche zumeist als häßliche, graubraune, entstellende Flecken dar. Wo

jedoch solch ein Sandsteinbruch hervorleuchtet aus dunklem Kiefern- und Tannenhang, da setzt er in das einheitliche Grün einen munteren Akzent, der kokett sein in der Sonne leuchtendes Rot und Gelb zur Schau trägt. Gar nicht lange dauert's, und seine Ränder sind überzogen von niedrigem Birkengestrüpp und Gerst von Brombeeren und Himbeeren und Besenstrauch. Und die knallgelben Ginsterblüten wetteifern an Leuchten und Glühen mit dem fargen rotgelben Boden, aus dem sie üppig sprießen. Auch das rötliche Heidekraut fehlt nicht, Thymian siedelt sich in dicken Polstern an.

In reichem Wechsel spreitet über die Sandsteinhöhen der Hochwald sein grünes Gewebe; aus Eichen und Buchen gemischter Laubwald, Kiefern- und Fichtenbestände als dunklere Streifen dazwischen. Die hellgrünen Birken- und Lärchengruppen prahlen im Frühjahr schon von weitem mit ihren auffallenden kugeligen und spitzen Wipfeln: wir sind auch da! Und wie erst jubelt der Wald in Farbenpracht, wenn an einem blauenden Frühherbsttag die Sonne Goldfäden durch das buntspielige Gewebe wirft!

Dieweil winkt vom Talgrund her, wo erste Schwarzerlen dem munteren Bach gewichtige Geheimnisse mitzuteilen haben, so der fröhliche Wettbewerber im bunten Farbenpiel, der frischgrüne Wiesenrain mit seinen Tausenden von Tupfen aus gelbem Hahnenfuß und Löwenzahn und weißen Gänseblümchen und Wucherblumen; gelbe Schwerlilien gucken aus dem Sumpfgelände her, und der hochliegende Kleefeld daneben tut wichtig mit seinem glutroten Teppich. So reich und lustig ist dies Farbenbild droben und drunten, daß dem Naturfreund die Wahl zwischen Höhenweg und Landstraße nicht leicht würde, wenn nicht in das liebliche Tal mit seinem Götterdörfchen von Blumen und huschenden, schillernden Faltern und Vögeln die ernste, schwere Arbeit ihr ruhiges, schweißtriefendes Gesicht hineinsteckte, wie ein sorgenvolles, von Kummerfalten gerunzeltes Greisengesicht, das plötzlich sich niederbeugt zwischen die rosigen Wanglein blondlodiger spielender Kinder.



Homburg

J. C. Baffler

Die Saarländer Heimat im Werktagskleid

Von Trier her hat uns die Bahn saaraufwärts gebracht, an steilen Rebenhängen vorüber; weinrotes Laub umkleidet sie, im milden Licht der Herbstsonne purpurn übergossen. Vorbei das letzte Glüh.

Stille Felswände hemmen den Blick. Bei Saarlouis sind wir im Saargebiet angelangt. Durch eine vornehme Parkanlage mit alten hochgewölbten Baumwiesen, mit Wasserläufen und Brüdchen darüber fährt der Zug langsam in die Station Mettlach ein.

Zollstation! Französische Zöllner nehmen die Zollkontrolle vor; der unvermeidliche saarländische Landjäger in Rhaikuniform visitiert mit wichtiger Grandezza die Pässe. Drüber auf dem Geleise werden Steingutwaren verladen. Man spürt es nicht, daß in der dreihundert Meter entfernt gelegenen großen Steingutfabrik von Villeroy und Boch, in dem schmucken Bau einer ehemaligen Benediktiner-Abtei untergebracht, Hunderte von fleißigen Arbeitern tätig sind.

Weiter geht's unmittelbar darauf durch den langen Tunnel,

während sich die Saar weit ausholend in spitzer Schleife um die schmale Bergnase windet, von deren luftiger Höhe die ansehnlichen Reste der sagenumspunnenen Burg Montclair aus Waldes-

schatten in die rauschenden Fluten hinabbliden. Wiesengelände weitet sich, die Berge treten zurück. Von dem hübsch gelegenen Metz aus gleitet der Blick auf die adereichen Höhen. Für kurze Zeit verengt sich noch einmal das Tal. In der anschließenden Talweitung hat die Sonne mit einem Male einen dunstigen Schleier vorgezogen. Schnuppernd wittern wir einen brenzligen, säuerlichen Geruch in der Luft. Da zur Linken braungrüne, schwarze Rauchwolken, wie hundert aneinanderhängende dunkle Schafvliese empormwallend, schlante Dampfäulen puffend. Der massige Koloss der Dillinger Hütte speit sie aus. Der Blick in das breite Tal mit der hier mündenden Prims und die Waldböden des Littermont (413 Meter) in der Ferne mildern noch den Eindruck der industriellen Anlagen. Aber



Abteikirche in Tholey

J. C. Baffler

Hinter dem nüchternen Saarlouis, der ehemaligen Festung, schießen sie jetzt wie die Pilze aus der Erde auf beiden Seiten. Dröhnend klingt in das Rattern des Zuges das hämmern des Rades der Arbeit aus dem Mannesmannischen Röhrenwalzwerk in Völs. Schlachtenhalben und ein Heer von rauchenden Schloten künden uns die Bökklinger Hütte an. Mit dem feuchten Herbstnebel vermischt lastet eine träge ziehende graue Decke über der Landschaft, unablässig gespeist durch Ströme von gelblichen, bläulichen, schwarzen Rauchfluten. Sie steigen empor, ballen sich, nähern sich einander, fließen zusammen zu einer bleiernen schweren Masse, den Himmel verhüllend. Es bedrückt uns den Atem, seiner Staubfand wird dem Auge unbequem. Die ruhige Arbeit reicht ihre Besuchkarte hin. Jetzt noch die unabsehbaren Anlagen der Purbacher Hütte, gleich darauf Saarbrücken, die einzige Großstadt des Saargebietes. Flüchtig nur umfaßt der Blick das Meer von Dächern, Türmen und Kirchen, gleichfalls von leichtem Dunst umwogen, der hinanreicht bis an den langen Höhenraum jenseits der Saar.

Aussteigen! Und unter entzücklichem Schieben, Drängen, Stoßen auf den viel zu engen Bahnsteigen des ganz unzulänglichen, unübersichtlichen Bahnhofes hinein in den Zug nach Neunkirchen, hinein in das Gebiet der Gruben. Unmittelbar am Bahngelände reiten sie sich auf, die Schächte bei Dudweiler und Sulzbach. Über die zierlich sich drehenden Seilscheiben schlingern die Förderseile gleich geschmeidigen Schlangen. Hunderte von Menschenleben hängen tagtäglich von ihrer Festigkeit ab. Tösend stampft es aus dem Maschinenhaus, hell klingt der Schlag des Antriebslagers, ohrenbetäubend malmt der Kohlenbrecher Ladung auf Ladung in seinem gefrästigen Maul; rassend und plumpend gleiten dort versandfertige Kohlen in die besonders gebauten trichterförmigen Kohlenwagen. Wie von Geisterhand getrieben geht das alles vor sich, kaum ein Mensch ist zu sehen.

Da! Entsetzt fährt der Neuling auf. Es brennt dort, dicht am Zug! Düsterröte Glut schlägt empor, die Hitze spürt man im Wagen. Wabernde Lohe umrahmt niedriges Mauerwerk, und aus seinen glutenden Augenhöhlen stoßern halbnackte Männer, feuerumbrannt, mit langen Stangen die herausquellende glühende Masse heraus. Ziehend fahren Wasserstrahlen hinein, ein Nebel von Rauch und Dunst umhüllt Menschen und Gebäude mit schwelenden Schwaden. Ein Bild wie aus einer Höllenvision! — Beruhige dich, lieber Freund, soeben sind ein paar Koksöfen in der Kokerei der Grube Altkenwald ausgeföhren worden. Aber mich freut deine Erregung! Hast du einen Hauch verspürt von der nervenaufpeitschenden Gewalt, der packenden Größe und wilden Schönheit der eurenigen, ruhigen Arbeit!

Freilich, die schwarzen, fahlen Schlachtenhalben, aus denen hatternde Rauchjaulen mit ihrem übel beizenden Qualm sich drehend

emporwirbeln, ermühten wieder. Wie Riesensätze der Natur scheinen sie aufgestülpt. Die anspruchslose Robinie (Pseudotsuga) hält sie mit ihren Wurzeln zusammen und nimmt einen Teil des Häßlichen wieder fort. Aus dem modrigen, nassen Schwarz der Schlammweiber den trostlosesten Flecken daneben, wehen uns widerliche Dünste entgegen.

Grube Reden! In den sinkenden Nachmittag ragen die Schöte und Fördergerüste hinein. Schauerliche Tragik der Arbeit trauert aus diesem Namen „Reden“. Wie wird der Saarländer den gräßlichen Wintertag vergessen, als die geisterhafte, nachtdunkle Wolke aus seinem Schacht aufquoll und sich dehnte und reckte, und wie eine furchterhafte Dämonengestalt mit krallenden Händen hinauflangte zum bleigrauen Himmel, als markerichütternd gellende Sirenen in die Bergmannsorte hinausheulten: Das Bergwerk brennt! Schlagwetterexplosion! Als verkohlte, verstümmelte Klumpen zu Tage gefördert wurden. Menschen, Bergknappen einst; als verzweifelte Weiber und Kinder in wahn sinniger Angst nach Mann und Bräutigam und Vater schrien! Als wir schauernd die hundertsechsdreißig schwarzen Särge hinauswanken sahen! Bergmannslos! Hut ab vor den Helden der Arbeit!

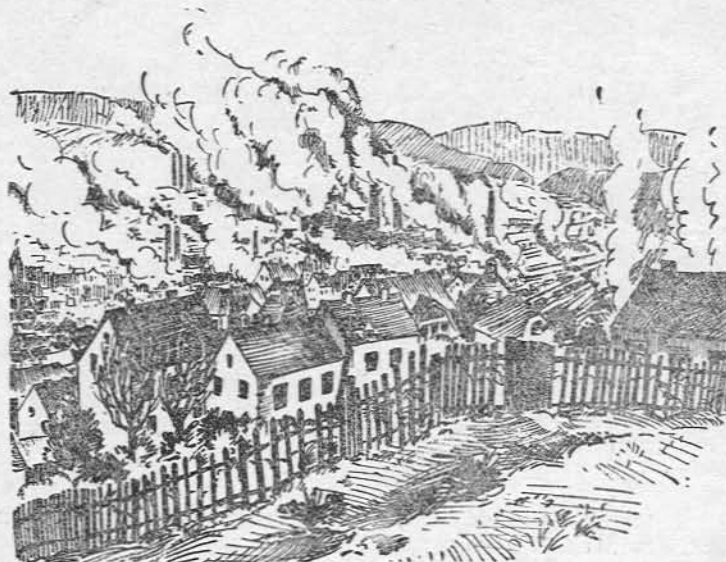
Und trotzdem jahren Sohn und Enkel in dieselbe Grube ein, nach alter Familienüberlieferung. Das Bergwerk zieht die Bevölkerung in seinen Bann, mit ihm ist sie verbunden auf Leben und Tod, solange die schwarzen Diamante beim Schein der Grubenlampe glänzen.

Reicht doch die Geschichte des saarländischen Bergbaues zurück

bis ins 15. Jahrhundert. Erst im 18. begann zwar der regelrechte bergmännische Abbau, nachdem Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken das private Kohlengraben unterjagt und in landesherrliche Verwaltung übergeführt hatte. Als Ersatz erhielten die Bewohner seitdem die verbilligten „Berechtigungskohlen“.

Von der Bedeutung des Kohlenbergbaues mögen die folgenden paar Angaben eine Vorstellung geben. In etwa dreißig Grubenanlagen wird Kohle abgebaut. Die Nettoförderung betrug 1921: 9 574 602 Tonnen bei einer Belegschaft von 72 374 Mann; 1922: 11 240 003 Tonnen bei 72 790 Mann; 1923: 9 192 274 Tonnen bei 74 138 Mann. Der Rückgang der Förderung rührt her von dem hunderttägigen, erfolgreich gegen die französische Grubenverwaltung durchgeführten Streik der Bergleute. Für 1924 — Ergebnis liegt nur für elf Monate vor — stieg die Förderung auf 12 858 487 Tonnen bei einer Belegschaft von 75 107 Mann. Wird es der Technik möglich sein, die bis zu 2000 Meter Tiefe lagernden Flöze abzubauen, so stehen noch an 1225 Millionen Tonnen zur Ausbeute.

Inzwischen nähern wir uns Neunkirchen, dem einstigen „Königreich Stumm“ (Stummische Eisenhütte), wo sich Bergbau und Eisenindustrie die Hand reichen, beide eng herangedrängt an die menschlichen Siedelungen.



Hüttenwerk in Neunkirchen

C. S. Bähler

Einige Sagen aus dem Saarland

Wie die Bienen die Burg Montclair gerettet haben.

In einer Fehde mit benachbarten Rittern wurde der Graf von Montclair in seiner Burg hart bedrängt. Im Sturm war das Felsenneß aber nicht zu nehmen. Drum sollten die Verteidiger ausgehungert werden, und Schmalhans war schon Rückenmeister drinnen. Auf der Suche nach Vorräten fand einer der Kriegsknechte, ein gerissener, zu allerlei Streichen aufgelegter Gesell, in einem Winkel des Burgbereichs Bienenkörbe. Ein rettender Gedanke schoß ihm durch den Kopf. Flugs teilte er ihn seinem Herrn mit, und der ließ den Bruder Lustig gewähren. — Nachts wurden die Bienenkörbe an der Hauptangriffsstelle auf die Burgmauer gestellt. Durch verstärktes Gesehne gereizt, griff der Gegner an und wusch! jausten ihm die Bienenkörbe entgegen. Die wütenden Bienen zerstachen die Stürmenden so übel, daß sie bei dem nun einsetzenden Ausfall der Belagerten sich kaum mehr wehren konnten und Reißaus nahmen. Seitdem haben auf Montclair die Bienenstöcke nie gefehlt.

Das verschleppte Kirchenbaumaterial.

Im 14. Jahrhundert, so ischt nit wit von Ehlinge ene Kirch gebaut wor, und do waren drei Dörfer, und do hat eh jedes Dorf wille die Kirch hon und do, um den strit zu deilen, do hon sie die Kirch wille in die Mit stelle von de drei Dörfer, und do ischt nachts das Holz und die Steen immer en dem ene Dorf geween, no honse mol Nachwächter do hingestellt um das Holz zu hiden, die hon des Morjens ah dobt uf dem Blaz gestonn, wu jeh die Kirch steht. Do han die Lied all gemeint, des war ebes (etwas) nief's gutes und hon die Kirch dohin gebaut, wu immer das Holz und die Steen gelä hon und wo se au noch steht, in Kerbach.

(Mus: Lohmeyer, Die Sagen des Saarbrücker und Birkenfelder Landes, S. 41.)